Karl-Friedrich Weber

Waldbrief Nr. 88 vom 10.01.2026

Forstwirtschaft und Wald im III. Reich – eine Kulturgeschichte

„Jubel erfüllt uns über die Worte Hermann Görings. Als alter Herr mit dem bekannten Korpsgeist des Forstmanns beglückwünsche, ja beneide ich die forstliche Aktivitas, unter dieser Führung zu stehen. Was haben wir nicht alles gelitten und haben uns geärgert und was haben wir doch so viel gekämpft! Es war alles umsonst. – Und nun ist es da, das Heil!

(Geheimrat Dr. Karl Rebel, bayerischer Forstmann, 1934)

Nach der Machtergreifung 1933 wurde die Personalpolitik der Forstverwaltung durch Nationalsozialisten bestimmt. Die einzelnen Landesbehörden wurden gleichgeschaltet. Die Braunschweigische Forstverwaltung wurde in die NS-Forstpolitik integriert. Am 3. Juli 1934 wurde das Reichsforstamt geschaffen. An seiner Spitze stand der Reichsforstmeister HERMANN GÖRING, darunter der Generalsforstmeister als höchster fachlicher Beamter. Erster Amtsinhaber (1934-1936) war der Forstmann und Jurist WALTER VON KEUDELL (1884-1973). Er war eine Schlüsselfigur der frühen NS-Forstpolitik und bereits in der Weimarer Republik Reichsminister des Innern (1927-1928). Er trat 1948 in die CDU ein.

Bereits vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, spielten im Übergang des Forstwesens politische Figuren des Landes Braunschweig eine maßgebliche Rolle. Der am 25.3.1901 in Sonnenberg bei Braunschweig geborene FRIEDRICH ALPERS trat 1929 in die NSDAP, 1930 in die SA und 1931 die SS ein. In der SS wurde er 1932 Sturmbannführer, 1933 Standartenführer. Seit 1930 war Alpers Mitglied im Landtag. Er setzte mit brutalen Mitteln die „Gleichschaltung“ im Land Braunschweig durch. Ihm unterstand die SS-Hilfspolizei. Die Terroraktionen und Folterungen im Volksfronthaus und im Gebäude der Braunschweiger

AOK 1933 liefen unter seiner Leitung und mit seiner persönlichen Teilnahme. Ministerpräsident des Freistaates Braunschweig, DIETRICH KLAGGES, jüngster von sieben Kindern eines Waldwärters, ernannte ALPERS 1934 zum Gaujägermeister für den Jagdgau Braunschweig. Er ließ für den Reichsjägermeister HERMANN GÖRING in Riddagshausen den Reichsjägerhof bauen. GÖRING belohnte ihn 1937 mit der Ernennung zum preußischen Generalsforstmeister und zum Staatssekretär im Reichsforstamt.

KARL ABETZ war der oberste Forstbeamte des Landes Braunschweig, während Friedrich Alpers als politischer Minister bis zu seiner Berufung zum Generalsforstmeister die Aufsicht über die Landesforstverwaltung hatte. KARL ABETZ war deutscher Forstwissenschaftler und Hochschullehrer. Als NSDAP-Mitglied leitete er ab 1934 die Braunschweigische Landesforstverwaltung. Von 1942 bis zum Kriegsende war ABETZ Generalreferent im Berliner Reichsforstamt und in dieser Funktion der einflussreichste Mitarbeiter des Generalforstmeister Friedrich Alpers. Der Nationalsozialist KARL ABETZ darf nicht mit seinem jüngeren Bruder OTTO ABETZ verwechselt werden. Dieser war von 1940 bis 1944 Botschafter Deutschlands im besetzten Frankreich. Er drängte bei Eichmanns Frankreichbeauftragten Dannecker auf rechtzeitige Verteilung der 400.000 gelben Judensterne und sorgte für die Abstimmung der judenfeindlichen Maßnahmen mit der SS.
Die Ideologie der Nationalsozialisten beeinflusste innerhalb kurzer Zeit die forstliche Dialektik. Völkisches Denken hatte seine Wurzeln jedoch bereits in der Rhetorik der Kaiserzeit und des Bürgertums der Weimarer Republik. Zentral für die völkische Weltanschauung war die Forderung nach einer arteigenen, d. h. einer Rasse und Volk wesensgemäßen Religion. Die Wurzeln des Christentums wurden auf eine (indo-)germanische Urreligion zurückgeführt. Die NSDAP versuchte später, sich selbst als treibende Kraft der völkischen Bewegung zu stilisieren, um die vermeintliche Originalität der eigenen Weltanschauung hervorzuheben. So heißt es etwa in Mein Kampf: *„Wenn heute alle möglichen Verbände und Verbändchen, Gruppen und Grüppchen und meinetwegen auch ‚große Parteien' das Wort ‚völkisch' für sich in Anspruch nehmen, so ist dies selbst schon eine Folge des Wirkens der nationalsozialistischen Bewegung."* Viele ihrer Anhänger hatten sich bis 1945 der verbrecherischen Blut-und-Boden-Ideologie im Dritten Reich angeschlossen. Germanozentrik und Rassentheorie waren schon lange vor Hitlers Aufstieg ein wichtiger Teil der Anthroposophie. Eine Reihe von Aktivisten und Funktionären in NS-Regime und Bewegung können nach heutigen Maßstäben als Umweltschützer angesehen werden. Im NS-Regime und in der NS-Propaganda wurden Natur, Heimat und Deutscher Wald zu Elementen der NS-Ideologie. Die Landschaftspflege wurde in den Naturschutz einbezogen und mit Begriffen wie artgemäße germanisch-deutsche Kulturlandschaft mit Blut-und-Boden-Gedankengut verknüpft. Die Naturschutzverbände wurden gleichgeschaltet. Der Bund für Vogelschutz begrüßte 1933 die Machtergreifung der NSDAP mit den Worten: *„Heimatliebe und Naturliebe sind eine der stärksten Wurzeln, aus denen Deutschland Kraft schöpfen kann. (...) Freudig stellen wir uns hinter den Führer, geloben, unsere ganze Kraft einzusetzen für sein hohes Ziel."*

Völkisches Wesen durchwehte auch den Geist des Deutschen Forstvereins*. Auf der Bonner Mitgliederversammlung 1934 des DFV hielt der Geheimrat DR. KARL REBEL (1863–1939), bayrischer Forstmann, Waldbaureferent und Naturschützer aus München, einen Vortrag über den „Wald in der deutschen Kultur", der den

völkischen Zeitgeist widerspiegelt. Er leitete im Bayerischen Finanzministerium das Referat Waldbau sowie das Referat Forsteinrichtung und war bereits ab 1930 im Ruhestand. Sein Schwerpunkt war naturnaher Waldbau und Erhalt alter Waldbestände. Rebel selbst tat sich im Gegensatz zu Abetz und Alpers nicht als Nationalsozialist hervor. In der Dialektik seines Vortrags wird jedoch deutlich, wie führende forstliche Vertreter den Geist vertraten, der dem Nationalsozialismus in den 1930iger Jahren zu seiner festen Basis verhalf. Sie standen fest zu dem System und wurden so zu Mittätern.

……

Vortrag des Geheimrats Dr. Rebel, München, gehalten auf der Bonner Mitgliederversammlung des Deutschen Forstvereins 1934 (Quelle: Verlag „der Deutsche Forstwirt", Berlin SW 11)

Hochverehrter Herr Generalsforstmeister,
hochverehrte Damen und Herren!

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen. Und wenn ihn ein Urphänomen, in dem die Idee des Werdens und Seins klar vor Augen liegt, in Erstaunen setzt, so ist er zufrieden. Ein Höheres kann es ihm nicht gewähren und ein weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze."
Solch staunendes Anschauen des Göttlichen im Sinne GOETHES wirkt beglückend, während verstandesmäßiges Begreifen aus der Erfahrung heraus auf Grund von Ursache und Wirkung lediglich befriedigt.

Erwacht die Seele einer Volksrasse aus dem Urzustand kindhaften Menschentums, so erstaunt sie. Eine Kultur entsteht. Dann schafft eine plötzlich vorhandene Idee symbolisch die Gestalten des Lebensgefühls, des Glaubens, der Politik, der Wirtschaft, des Staates. So erwächst die Kultur gleichsam pflanzenhaft. Ihre Gestaltungen sind einfach eines Tages da – aus religiösen Ahnungen des Gemütes geschaffen in Visionen, Werken und Einrichtungen künstlerisch und schöpferisch begabter, gottbegnadeter Persönlichkeiten. Und weil die Kultur „erwächst", ist sie wie ein Gewächs bodenständig an eine bestimmte Landschaft gebunden und hat wie jede besondere Pflanzenart nur den ihr eigenen Lebensausdruck.
Die südländische Antike war gesellig; unsere romantisch-gotische Entwicklung neigt zur Einsamkeit. Die Alten blieben bewusst haften an der Oberfläche des einzelnen farbig hellen Körpers; wir sehnen uns hinaus in weite unkörperliche Fernen. In der griechischen Statue ist der Augenblick meisterhaft festgehalten; die nordische Kunst schuf Köpfe und Porträts, die „ein ganzes Menschenschicksal verraten". Wir Deutsche sehen eben in allem Lebendigen nicht so sehr das Gewordene als das Werdende, dieses göttliche Werden, das im Gegensatz zum Fertigen weder Zahlen noch Mechanik kennt, das nicht begriffen –, nicht verstanden werden kann.

Erst dann, wenn die Kulturseele etwas geschaffen hat, wird dieses jeweils Geschaffene als Erscheinung der Kultur dem Begriffenwerden zugänglich, also der Wissenschaft, die nun alles nach Maß und Zahl zerlegt, abgegrenzt, einordnet und aus den Ursachen heraus gemäß deren Wirkungen verstandesmäßig kausal erkennt. Das unbegreifliche Lernen geht über in begreifbares Sein.

Unbewusste gottnahe Vernunft und bewusster reinmenschlicher Verstand – beides bei anfangs vorherrschender Vernunft die Kultur befruchtend, während späterhin ein Überwiegen des dann ätzenden Verstandes die Zivilisation verschuldet. Jede Erscheinung des Lebens, jede Gestalt des Lebens setzt sich zusammen aus Werden und Gewordensein; sie enthält in sich beschlossen Leben und Tod. – So empfindet zumal der Deutsche das Leben als Schicksal. Ihn drängt es innerlich zu Vollkommenheit hinauf, bald voll Jubel und Hoffnung, dann wieder im Hader und trotzend: – Faust erster Akt. Beginnt die Seele sich allmählich zu verausgaben wie ein Baum, wenn in Erfüllung seines Geschickes das Keimen, Wachsen, Blühen, Fruchten und Mächtig-Gewordensein voll durchlebt ist, dann erlahmt sie. Inzwischen hat im Gegensatz zu diesem Verkümmern der Vernunft der Verstand sich immer mehr entwickelt, bis er auch Okkultes zu begreifen sich anmaßt.
Dann organisiert eine übergeistige, aber innerlich leere gottferne Minderheit der Großstädte mit Hilfe des Geldes das Ganze. Und die weitere Landschaft außen mit ihren Kleinstädten, an Erhabenheiten der Natur und der Kunst so reich, droht zu veröden.
Besser noch als im Geschick eines einzelnen Baumes werden Kulturaufstieg, Zivilisationsbeharrung und Zerfall versinnbildlicht durch das Werden, Sein und Vergehen einer Urwaldgeneration. Nämlich: Ansamen in Schutz der Vorfahren, Zusammenschluss der Jugend, lebhaftes Wachstum im zweiten Viertel der Generationsdauer, unbändiger Drang sich durchzusetzen, das innerlich mögliche zu verwirklichen, gegenseitige Bedingtheit, Untergang zahlreicher Existenzen, im Gestalten einer Fülle von Formen und dabei doch ein einheitlicher Stil. Allmähliches, dann rasches Erlahmen der Kräfte, stagnierendes Aushalten des Gewordenen bei geringem Zuwachs; zuletzt Verfall von innen heraus, beschleunigt durch äußere Gewalten – im Ganzen ein Schicksal mit kleinen Zufällen.
Nordischer Nadelwald, südwestdeutscher Buchen-Fichten-Mischwald, subtropischer Wald, polarer finnisch-schwedischer Föhren-Plenterwald – jeder hat seinen Habitus und jeder hätte sein Geschick, bliebe er von Menschenhänden unberührt. So hat auch jede Kultur ihren Habitus: griechisch, ägyptisch, arabisch, chinesisch – man braucht nur das Wort hören, und schon steht im Geist das prägnante Bild. Und alle hatten sie ihr Geschick. Unsere Kultur hat sich noch nicht erfüllt. Dem Abendland ist der Untergang vorausgesagt. Aber neue Kräfte und Lebenstriebe sind erwacht, die einen Aufschwung der Zuwachskurve verheißen – gebe Gott, dass dem so sein möge! –

HERMANN CLAUDIUS:
„Im Walde jeder einzeln' Baum
Hat seinen Wuchs, hat seinen Traum.
Doch über aller Baumgestalt
Hebt, träumt und wieget sich der Wald.
Ist mehr als tausend Bäume sind,
Ist eine neue Sprach im Wind –
Ein Wundergottes Angesicht.
Du sinnst es an und fasst es nicht –
Baum Wald – Wald Baum
Ist Unruh – Ruh
Wie, deutscher Mensch, Dein Volk und Du."

Als etwas Werdendes führt der Wald empfängliche Menschen im Geleit der Vernunft zum Göttlichen:
Germanische Kultur ist reich an Symbolen des Raumes ohne Grenzen: weit ausgedehnt, tief, einsam – wie es unsere Waldungen waren und zum Teil noch sind. Wiesen und Äcker – von Parks, Straßen und Plätzen in der Stadt gar nicht zu reden – sind leicht übersehbar. Landwirtschaftliches Gelände wirkt eher flächenhaft; räumliche Tiefenwirkung fehlt da und Einsamkeit erst recht. Der „tiefe, tiefe Wald" ist faustisch durch und durch.

„Nur in großer Einsamkeit, im Spiegel wälderreicher Landschaft erkennt sich der Deutsche". All seine andere Umgebung ist durchtränkt mit niedriger Menschlichkeit. Selbsterkenntnis ist aber das Fundament edlen Seins und guter Tat. Damit entströmt dem Wald sittlich reinigende Kraft. –
Alte Waldbestände erwecken andachtvolle Ehrfurcht – nach GOETHE die Grundlage der Moral. Der Gedanke, dass die Alteichen des Spessarts den 30-jährigen Krieg erlebten, dass LÖNS`SENS Werwölfe deren Dickungen durchstreift haben, ist nicht alltäglich. –
Herbstlicher Laubwald gemahnt trotz seiner Farbenpracht oder gerade wegen dieses Aufleuchtens mit leiser Wehmut an das Vergängliche allen Seins und aller Schönheit.
Wenige Wochen später ist Novemberstimmung und das kahle Geäst ist ein passender Hintergrund für den anreitenden Tod.
Die Flur dagegen als Kompromiss zwischen Natur und Menschenwerk vollendet sich nicht; die Wiese wird gemäht, ehe sie voll erblüht; das Korn fällt im Hochsommer.
Das ist kein Sinnbild für den Wechsel von Leben und Sterben.
Und dann:
Lieblicher als im Buchenwald ist's nirgends zur Maienzeit in deutschen Landen. Die „Auferstehung" feiert so feierlich und schön und zart weder Wiese noch Acker. – Unsere Heimat ist reich gesegnet an Wald. Der lässt sich nicht wegdenken; ist das Wesentliche davon. Wald, Heimat und Vaterland sind bei den Deutschen eins. „Bewusst muss man über Heimatserde gehen. Es muss etwas ganz Starkes vor einem aufsteigen. Reden machen es nicht; der Verstand allein tut es auch nicht; beides zusammen aber Kopf und Herz – das machts!" (GUSTAV SCHROER) *„Welcher Strick ist beinahe unzerreisbar?"* Fragt NIETZSCHE und antwortet: *„Dankbarkeit für den Boden, aus dem man wuchs."* –

Der schwere Daseinskampf, den jedes Lebewesen auf Erden zu führen verdammt ist, es spielt sich auch im Wald ab.
Da wird noch dazu, was es grausiger macht, in aller Stille unbarmherzig gerungen um Wurzelraum und Licht. Von hunderttausenden kommen keine tausend zum Ziel. Mitleidlos und brutal unterdrückt und erstickt eins das andere. Jeden Lichtstrahl suchen hundert Sterbende gleichzeitig und aberhunderte nacheinander für sich zu erobern – einer nur bleibt Sieger, sei es dank seiner Veranlagung, sei es aus Zufall oder als Geschick. Eine grausame, grauenvolle, nicht enden wollende Prozedur, falls die Pflanze auch nur einen Hauch von Seele hat und nicht wenige Biologen sprechen ihr welche zu. –
Triebhafte Kraft guter Rasse und dieser Rasse zäher Wille zur Macht beherrschen und meistern das Leben, dieses „Erstes und letztes in Geschichte und Natur" –

wenn‘s sein muss, wenn es dem Volke ans Leben geht, wie im Wald mit brutaler Kraft und rücksichtslos. –
Dem All gegenüber fühlt sich der Germanen klein. Dem Binnenländer überkommt das Bewusstsein dieser Distanz, beschleicht ein Gefühl des Verlassenseins und der Demut am ehesten und wohl am stärksten auf einsamer Wanderung in ausgedehnten Wäldern. Höhere Gedanken suchen dann das Jenseits wie Streiflichter, die über das gewöhnliche Grau der Seele huschen. –

Der Wald ist dunkel – *lucus a non lucendo*. Die nordische Gotik liebt und sucht die Dämmerung. Walhall ist lichtlos; Nibelheim umhüllt die Götter mit graublauem Nebel. Den Griechen dagegen war heilig der pralle Sonnenglast zur Mittagszeit, wenn der große Pan schläft. Die kannten eben außer schwarz und weiß nur gelb und rot. Warum kein blau, kein Grün? Weil grün und blau die Farbtöne des Nicht-Körperhaften, die Symbole der Ferne sind.

Ganz der Oberfläche, völlig dem Leben und der Sonne, der Gegenwart und Nähe zugetan beachteten, zum mindesten liebten sie nicht das Kolorit des inneren Regenbogens. Blau ist der ferne Himmel, blaugrün der Schatten, die Mondnacht, alles Lebensferne, das was keine Grenzen hat. GOETHE spricht vom Blau als von einem reizenden Nichts. Entferntere Waldpartien verlieren sich dämmernd in grünliches Blau; dagegen Menschennähe, Geselligkeit bei Fackellicht, Rosen, Liebeslust – das ist rot, orange, leuchtend gelb.
Ein Pinsel voll Blau zu etwas Rot und schon ist das zeugende Leben zerbrochen zum Lila des Zölibats und der Unfruchtbarkeit. –
Kein Zufall ist‘s, sondern engster kultureller Zusammenhang, wenn seit dem lateranischen Konzil mit dem damaligen Sieg der germanischen Kirchenrichtung die Ölmalerei perspektivisch wird und der römisch-byzantinische Goldgrund verschwindet (SPRENGLER).

Dieses Aufrollen des unmittelbar hinter dem Vordergrund hängenden goldenen Vorhangs und das Hineinblickenlassen in eine ferne, weite, meist waldreiche blaugrüne Landschaft war eine germanische Neuerung von einer Kühnheit und Tragweite, die heute kaum entsprechend gewürdigt werden kann.
Meister Bertram von Minden, der eigenwillige urwüchsige Westfale des ersten Viertels im 15. Jahrhundert – viel persönlicher als die damals einflussreichen außerdeutschen Kunstschulen – ist der erste, der vor aufgerissenem Goldvorhang den Zauber des deutschen Waldes hinzaubert.

Noch vor wenigen Jahrzehnten pflegten die Kunsthistoriker immer zu sagen, die deutsche Kunst verdanke alles, was sie Hohes geleistet habe, Italien oder Burgund oder den Niederlanden. Da entdeckte man die Bodensee-Maler KONRAD WITZ und LUKAS MOSER, dann den gewaltigen Grünewald. Seitdem lautet das Urteil anders. Was nun an diesen unseren Meistern als besonders bedeutungsvoll gerühmt wird, ist deren inniges Gefühl für die deutsche Landschaft, zumal für die Baumlandschaft und in genetischem Zusammenhang damit ihr Übergang von der Darstellung dessen, was die Figur, das Bild bedeuten soll zur Wiedergabe der Erscheinung selbst: so wurzelt die Buche im Felsgestein, so verzweigt sie sich, so leuchtet die Luft, so tief ist die Landschaft. Dergleichen gab‘s in jener Zeit weder in Italien, noch später in Spanien. Das hat vorher keiner beobachtet, keiner zu ge-

ben vermocht. Die Lieblichkeit der deutschen Landschaft, besonders des deutschen Waldes, ja, dass Landschaft und Wald um ihrer selbst Willen Objekt höchsten Kunststrebens und Kunstgenusses zu sein verdienen, das entdeckte die Regensburger Schule. Voran ALTDORFER erlebte als Erster am Baum Wald an sich. Wie er den Heiligen Georg malt, ist der Heilige Nebensache, das ganze prachtvolle Waldinnere Hauptsache. Seine Alexanderschlacht hatten die räubernden Franzosen mitgeschleppt – natürlich wegen der tausende von Soldaten; die herrliche Landschaft sahen sie nicht; ganz typisch für den Gegensatz deutsch und gallisch. Tizian hatte herausgebracht, welch malerische Wirkung der Pinselstrich erzielt gegenüber der bis dahin üblichen flächenartigen Glätte. Aber Meister darin sind nordische Künstler geworden, indem sie den Baumschlag studierten. Das berühmte Atelierbraun mit seinem duftigen fast silbrigen Glanz – eine rein abendländische Erfindung – wurde virtuos gehandhabt, nachdem deutsche Maler im Waldesinneren skizzierten und sich dort abmühten, das Nahe und die Oberflächen aufzulockern, zu durchbrechen, transzendent in den tiefen Wald zu blicken. Immer schon hat man die nordischen Dome und Münster „wälderhaft" genannt. In Pfeilerbündeln strebt und drückt es sich auf, hoch oben ausladend wie Geäst verschlungen und in schlankem Zweiggewirr scheinbar nie endend, immer nach oben wachsend – eine dem Buchenhochwald entnommene Erhaltung als Symbol der Sehnsucht und des ewigen Raumes.

Dann die gotische und schon früher die romanische Ornamentik: Astwerk, Gerank, Wurzelanlauf, Zweig und Blatt – der Wald! Hätte die kegelförmige massige Zypresse oder die abgeflachte Pinie jemals dem inneren Sehnen unseres Volkes ein Symbol sein können? Im stillen Wald knackt und knistert es leise da und dort, dann und wann – doch keine Ursache zu erblicken; es summte in der Höhe – kein Insektenschwarm zu sehen. Man weiß, fühlt und ahnt Leben ringsum und doch ist‘s so still.

Man hört in Stämmen und Zweigen Zelle an Zelle sich lagern. *„Würdig wissen Wald und Fels mit Dir zu schweigen. Gleiche wieder dem Baum, den Du liebst, dem breitastigen",* spricht NIETZSCHE zu sich. Rauscht es aber oben in den Wipfeln bald anschwellend zum Zorn, dann wieder klingend, so ist‘s wie die Sprache des Schicksals. *„Waldesrauschen"* – in dem einen Wort liegt die ganze nordische Kultur. (SPRENGLER) das ist Musik fürs deutsche Ohr. Ein unablässig Bemühen ist‘s gewesen, bis endlich die Orgel da war und damit im wälderhaften Dom der wälderhafte Akkord. Eine BACH`SCHE Fuge, manchen Triller MOZARTS, so vieles von BEETHOVEN, WEBERS Freischütz, den TRISTAN, BRUCKNERS Holzinstrumentsätze – ach so viel, so viel herrlichste Musik hätten wir nicht ohne des Deutschen Sehnsucht nach dem Wald.
Wie lang plagten sich die Komponisten, das Orchester orgelartig schwebend klingen zu lassen! – Ein Ideal, dessen Idee bewusst oder unbewusst aus dem Wald herausgehorcht wurde. – Nirgends wie im Wald kommt es restlos zur Anschauung und zu Bewusstsein, wie sich das Leben seinen Gestalten immerfort wandelt, das Urwesen aber immer unverändert bleibt:

„Und alles drängen, alles Ringen
ist ewige Ruh` in Gott dem Herrn.

Das ist auch das göttliche am Dichter, dass er hierin der Natur gleicht: es wandeln sich seine Gestaltungen, aber seine Seele ruht in sich selbst. Diese Identität ist das Siegel, von Gott auf des Dichters Stirn gedrückt.
Es fehlen mir die Worte, dass hier Angedeutete in einem taghellen Satz zu beweisen, aber ich fühle, dass dem so ist, dass deutscher Wald echt deutsche Dichtung solchen Zusammenhang haben.
Vielleicht erhellen, was ich meine, Volkslied und Ballade, in denen der Wald ebenso liebenswürdige wie dramatische Hauptrollen spielt. Im Waldesdunkel sitzt das deutsche Märchen – halb verloren auf das Raunen der Blätter lauschend und dabei innig hingegeben der inneren formulierenden Stimme.

Erinnerungen und Eingebungen flattern vereinzelt und truppweise aus den Wäldern heraus, hinein in die Bauhütte, Malerwerkstatt, Dichterstube, ans Spinnet und Piano des Musikers, sogar an den Schreibtisch des Gelehrten und Philosophen.
Auch der Held hat seine Stärke daher. Bei einem Volke, das seine Götter nicht in geschlossenen Menschenbauten sich denken konnte, sondern nur in Heiligen Heinen, da wurzelt das heldische im Wald. –
Was im Wald kreucht und fleucht, gehört zu ihm. Wald ohne Vögel, ohne Fuchs, Eichhorn, Reh und Hase ist kein deutscher Wald. Und damit eröffnet sich ein Geschichts- und Kulturfaktor allerersten Ranges – die Jagd. Ein Impuls des germanischen Seins und Werdens von derart form- und inhaltsgebendem Ausmaß im Guten wie im Schlechten, dass, je mehr man darüber nachforscht und nachdenkt, desto größeres Staunen sich einstellt. Was hat die Jägerei nicht alles geleistet: Sicherung des Waldbestandes; Eichen- und Buchenbegünstigung; Vertiefung der Liebe zur heimatlichen Scholle; Erhaltung des Besitzes; Lebensführung in den Schlössern und bei Hof; ritterlicher Sinn, Ehrgefühl, Gesundheit und körperliche Gewandtheit; Naturbeobachtung und scharfen Sinn.

Aber auch, was hat sie so viel auf dem Gewissen: endlose Fehden und Prozesse; Jahrhunderte hindurch währende Kämpfe benachbarter Gebiete; Einäscherungen von Haus und Hof nur wegen Lerchen- und Wachtelfang; über Jägeratz, Hundslag, Wildschaden und Jagdfron, Wut und Verbitterung bei Bauern, Mönchen, beim Kleinadel, in Städten und Ritterschaften; Verschärfung und Versteifung der Standesunterschiede; Familienzwiste; Bauernkrieg. Leider, leider wurde im 18. Jahrhundert die deutsche Art des Jagens verdrängt von französischer Sitte. Ich kann die guten Riedinger-Stiche eingestellter Jagden nicht anschauen ohne Ekel über diese Parforce-Jagden – *par force*, das Wort sagt alles. Da bleibt mir in Erinnerung, wie RUDOLF BARTSCH seinem prachtvoll geschriebenen *„sterbenden Rokoko“* den deutschen Baron in die französische Welt hineingeraten lässt, wie diesen dort niemand versteht, wenn er das Allein-Pürschen so liebt und wenn er in schuldiger Achtung für alles was lebt den Naturgenuss höher schätzt als sinnloses Morden.
Naturgenuss! – Als Bub stapfte ich mal im Winter bei hohem Schnee weit vor das Stadttor. Wusste selbst nicht, was mich trieb. Hinaus bis in die feierliche weiße Stille des Waldes. Da erfasste mich erstmals mit einem Schlag das Schöne, die Schönheit an sich. Das packte den kleinen Buben so, dass er sich dem Wald gelobte. Ungeachtet der vielfach besseren Aussichten, die sich in den achtziger Jahren in der mächtig aufstrebenden Industrie boten, zog es mich hinaus. Als dann der 27-jährige nach neun Jahren Hochschule und Praxis endlich die Ehre hatte,

100 Mark Monatsgehalt einzustecken und wenn es späterhin auch gar oft fachlich nicht nach Wunsch ging, im Wald verflog die Reue immer wieder.
Wir Deutsche sehen nicht nur die Schönheit des Waldes; uns packt sie. Ganz anders ist das – die Japaner ausgenommen – als bei anderen Völkern. Teils haben die nicht solchen Wald wie wir, teils fehlt ihnen die tief innerliche Beziehung zu ihm. – Das Hineingestelltsein in den Menschenbetrieb, das ständige mit den Ellenbogen sich-abmühen-müssen um das tägliche Brot, lässt es dem Individuum zur Gewohnheit werden, alles um sich herum individuell nach dem lieben Ich egoistisch zu beurteilen. Nur ab und zu im Umgang mit der universalen Natur tauchen dazwischen hinein auch universelle Gedanken auf.

Die Feldflur ist durchfurcht von Grenz-Rainen, Hecken, Steinriegeln; sie ist gespickt mit Grenzsteinen. Das schmeckt stark nach Absperrung und Ausschaltung des Spaziergängers. Im Wald aber darf man sich frei bewegen, ist das Ich in der Umwelt schrankenlos. Mögen Moralisten noch so schöne Worte finden, wie: „die Blume blüht jedem“ oder: „wo Du auch hinkommst, ist Dein Garten“, das „für-sich-haben-wollen“ beengt doch die selbstische Brust – ein teuflischer Panzer, der abfällt beim Betreten eines großen Waldes. Da fühlt sich der Mensch frei. – Das Leben im Wald und in Waldesnähe hat durch Züchtung dem Waldsiedlervolk die Sinne scharf gemacht, das Auge spähend, das Ohr horchend und lauschend, der Gang leicht, die Hand ruhig, das Herz unerschrocken, das Zurechtfinden rasch, das Überlegen gründlich, der Zugriff blitzschnell. So haben sich die von YORK eingeführten Jägerbataillone dank der Ausnutzung dieser Jäger-Eigenschaften glänzend bewährt. YORKS Taktik der Auflösung, Deckung und des Sich-Anschleichens hat das Kriegswesen umgestaltet. –

Art, Sitte, Denkweise und Charakter formen sich nach der Landschaft. Ständiges Ringen mit dem Meer macht kühn aber wortkarg; sehr viel Wald rings um und nahbei lässt scheu, zurückhaltend, listig und verschlagen werden. Rollt aber Waldvolkblut in den Adern der Nachkommenschaft, wenn schon schwere Rodungsarbeit einen fleißigen Schlag gezüchtet hat, dann ist solches Volk er sonnigsinnig, derbfröhlich, farbenfreudig, zumal wenn im Wald das Laubholz vorherrscht. Und Deutschland war reich an Birke, Eiche, Hainbuche, Linde, Rotbuche, Erle, Esche. Solche Lebenslust lächelt auch heraus aus den entzückenden Fachwerkbauten unserer ehedem eichenreichen Landstriche.
Fast ein Drittel ist bei uns bewaldet. Größere Forsten wechseln ab mit Fluren, in denen zerstreut kleinere Gehölze aufstocken. So sind in vielen Gegenden Deutschlands Waldanteil und Waldverteilung auch in diesem ethischen Sinn nicht nur wirtschaftlich und klimatisch nahezu ideal. –
Wie eine Wiese zu halten, einen Acker zu bestellen sei, das glaubt jeder Landbummler zu wissen. Düngen, Eggen, Pflügen, das wiederholt sich ja immerfort; darin erblickt – irrtümlicherweise – niemand eine Kunst. Doch das weiß man: Arbeit kostet es, schwere Arbeit. Hingegen der Wald, der wächst von selbst, sagen hochmütige Ignoranten. Kommt aber mal solch ein sogenannter Gebildeter mit einem Forstmann in den Wald – ach wie kleinlaut wird er dann, wie zurückhaltend, unsicher und vorsichtig. Der Wald ist ihm fremd.
Ganz merkwürdig, wie so weit ab vom allgemeinen Interesse Wald und Forstliches ein isoliertes Dasein führen, wo doch der Wald so geliebt wird und alles Forstliche so voll des Interessanten ist. Wissen sollten die Leute halt was von den Bäumen, Moosen, Pilzen – vom Wald! Dann erst würde sich die Schatzkammer

der Natur ganz auftun. Einsicht in den Zusammenhang vermehrt und veredelt den Naturgenuss. *„Wer in das geheime innere Leben einer Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte und wie sich die Blüte nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß was er sieht",* sagt dankerfüllt der naturbegeisterte GOETHE.

Wald und Waldwirtschaft wären Erziehungsmittel allerersten Ranges; aber die Lehrer und Kultusminister haben das noch nicht entdeckt. *„Wälder und Bäume lehren, was kein Lehrmeister zu hören gibt".* Dabei vereinigt der Wald alles für alle: Bildergalerie, populäres Konzert, naturwissenschaftliches Museum – und er bietet es lebensvoller, leichter verständlich und noch dazu ohne Eintrittsgeld. Es wäre ein mächtiger Faktor der inneren Politik. Aber treiben muss man diese dankbare Politik von selbst, von sich aus kommt und setzt sich das Volk nicht an diese reich gedeckte Tafel. –

Weil grundständig, macht Waldbesitz konservativ und aristokratisch – hocharistokratisch bis herab zur kerngesunden Bauern-Aristokratie. Er verleiht Ansehen. Ansehen zwingt zur Vornehmheit. Und ohne den Adel vornehmen Wesens keine Kultur. Die kulturelle Bedeutung unserer Waldbauern und des Privatwaldbesitzes überhaupt wurde nicht entsprechend beachtet.
Würde der Wald aufgeteilt, eine Unsumme von Kultur ginge zugrunde. Außerdem – über eine Weile und auch der Wald wäre vernichtet. *„Wer den Boden mobilisiert* – warnt Freiherr vom *Stein – der löst ihn in Staub auf".* Genaue Waldkenntnis regt an zu sozialpolitischen Vergleichen und Gedanken. Der Wald ist Einheit in der Vielheit; Organismus von Organen und Liedern; lebensvolle Verbindung einer Mannigfaltigkeit an Lebensformen; Zusammenschweißung heterogener Willen bei genügender Freiheit der Privatinitiative; bei kluge Symbiose und Anpassung, bald siegreiches sich Durchsetzen der Bestveranlagten; Abschluss nach außen; Innenstruktur so, dass Abwehr gemeinsamer Gefahr möglich ist; Polizei vorzüglich organisiert; Interessenausgleich gesichert; aristokratische und demokratische Elemente in naturgesetzlichen Schranken, – das alles aber nur, wenn es der Mensch vermieden hat, hinein zu pfuschen und gescheiter sein zu wollen als der liebe Gott. –

In seiner Zweiheit als Werdendes und Gewordenes ist der Wald ein Objekt für den menschlichen Verstand, der es ja hauptsächlich mit dem Erstarrten zu tun hat, dass er es nutze. Das Nutzen bringt zunächst Arbeit. Es war ein Trick des Ideologen Marx, alle Arbeiter als eine uniforme Klasse zu bezeichnen und das vergiftende Wort „Arbeiterklasse" so summarisch und so oft zu gebrauchen, bis es sich schließlich auch bei den Bürgern „eingebürgerte". Nun frage ich in diesem Kreise: wann und wo hat je ein Waldbesitzer oder Forstbeamter seine Arbeiter als Proletarier angesehen? Als bodenlose, heimatlose, internationale Lohnsklaven? Fast unbegreiflich erscheint es heute, wie die sozialdemokratische Partei es hat fertigbringen können, den Holzhauer in ihre Reihen zu locken.
Waldarbeit will von Jugend an erlernt sein; sie verlangt und fördert Geschick und Ausdauer. Qualitativ steht sie höher als schlechthin angenommen wird. Mit wenig Ausnahmen ist der Holzhauer ein sesshafter, heimatliebender Mann ohne Radikalismus und ohne Hassgefühl. Mag er trotz ständigen Umgangs mit dem Wald auch nicht zu einem kleinen Bruchteil so denken und empfinden, wie ich es gepriesen habe, der Wald hat's ihm doch angetan; fehlt ja nur die Sprache – im Herzen sitzt

es ganz gewiss. Außer dem Holzhauer gibt der Wald vielen, vielen Leuten Arbeit, direkt und erst recht indirekt durch Holzverfrachtung und Holzverarbeitung. Und könnte eine Statistik die Anzahl seiner kleinsten Beihilfen zum Lebensunterhalt der Bedürftigen und Armen erfassen, die Endsumme wäre erstaunlich hoch. Was gibt es denn auch nur entfernt ähnliches sonst irgendwo, dass sich derart eminenter sozialpolitischer und damit kultureller Bedeutung rühmen könnte?!
Heute muss unser Trachten dahingehen, im Wald noch mehr Arbeit zu vergeben als bisher. Durch Einbürgern solch intensiver Läuterungen, wie ich sie im Kleinen in meinem Wald und auch bereits im Großen in Steppberg, meinem Leibrevier, durchführe, erhoffe ich eine fühlbare Mehrung. Die gestiegenen Holzpreise erlauben diese Maßnahme, die ich als die wichtigste betrachte unter dem Gesichtspunkt, dass immer erst nach der Verjüngung – und sei diese noch so gut gelungen – die eigentliche Arbeit beginnen muss: Pyramidenschnitt am Laubholz, Einstutzen grober Äste und der Zwiesel, Mischungsregelung, Entfernen alles Unbrauchbaren usw.. Die Ausgaben werden sicherlich vervielfacht hereinkommen. Wer diese erst dann tadellosen, wie lotrecht linierten Jugenden sieht, schwört auf die Rentierlichkeit.
Klimatisch und wasserwirtschaftlich ist die kulturelle Einwirkung allbekannt und unbestritten. In den Mittelmeerländern zeugt mancher nun verödete Landstrich, in den Alpen manches nun menschenleere Hochtal vom Fluch der Waldabschwendung.

Der Nation könnte und sollte der deutsche Wald nahezu den ganzen Holzbedarf decken. Aber da hatte es einen Haken, einen bösen Haken – und wird es immer ein ganz respektables Häkchen haben:
Die Industrie braucht Absatz nach dem Ausland; die östlich und nördlich von uns gelegenen Staaten brauchen Absatz für ihr Holz. „Nimmst Du nicht unser Holz, sagen Sie, so nehmen wir Dir keine Maschinen ab, keine Autos, keine Radios, nichts mehr, gar nichts“. Was nun? Also muss Holz hereingelassen werden. Bisher kam aber viel zu viel herein und noch dazu um einen Spottpreis, sodass Waldbesitz und Wald in ihrer Existenz bedroht waren. Da den richtigen Weg finden, ist sehr schwer. Eine zweite große Gefahr ist bereits glücklich abgewendet, zum mindesten abgemindert und hinausgeschoben, das ist die Kluft zwischen der Großstadt und dem Land mit seinen Kleinstädten. Land und Großstadt haben sich völlig auseinandergelebt; die Kultur wurde dadurch zur Zivilisation. Feld, Wiese, Wald und Kleinstadt sind Güter geblieben, die große Stadt ist Ware und Geld geworden. Das Geld aber hat mit Hilfe der Maschinen die Naturkräfte eingespannt, die zwar Tausende von Arbeitern ersetzten, aber andererseits dank des Exportes abertausend Volksgenossen Brot gaben. Schließlich jedoch beherrschte die teuflische Maschine Arbeiter und Unternehmer. Der Export stockte, die Maschinen sind da, die Arbeiter waren da und hatten keine Arbeit mehr.

Da erhob sich der Ideenkampf zwischen Blut und Geld, zwischen Land und Großstadt. Dessen Geldes Spießgesellen – schlimme Demokratie und Parlamentarismus – sind bereits zu Boden gestreckt. Und es marschiert die Tendenz, des Geldes Macht einzudämmen, den Boden wieder seine nationale Kraft zu sichern.
Auch Wald und Forstwirtschaft finden endlich Beachtung. Das Reich bereitet schützend seinen mächtigen Arm aus über beide. Kein Landesfinanzminister soll mehr wie ehedem, wenn er sein Budget nicht balancieren konnte, in die Vorräte hineingreifen dürfen, zusammenfassend wird der Einschlag geregelt werden. Die

Biologie sieht wie im Musterbetrieb Hohenlübbichow ihr Primat über den Rechenstift sanktioniert – ein großer Aufstieg bahnt sich an.

Jubel erfüllt uns über die Worte HERMANN GÖRINGS: *„ich werde meinen ganzen Einfluss dafür einsetzen, dass die Forstverwaltung nicht mehr wie bisher das Aschenbrödel unter den Wirtschaftszweigen des deutschen Vaterlandes ist. Ich bin selbst im Wald aufgewachsen und weiß, dass ein Volk, das einen weiteren sein Wild verlöre, des wichtigsten Teiles seiner Seele verlustig ginge."* Nie noch haben wir solches Wort gehört! Als alter Herr mit dem bekannten Korpsgeist des Forstmanns beglückwünsche, ja beneide ich die forstliche Aktivitas, unter dieser Führung zu stehen. Was haben wir nicht alles gelitten und haben uns geärgert und was haben wir doch so viel gekämpft! Es war alles umsonst. – Und nun ist es da, das Heil!

Wie aber muss der Wald beschaffen sein, der beiden großen Aufgaben gerecht zu werden vermag, der Seelenrettung und der Bedarfsdeckung? Auf dem ersten deutschen Naturschutztag in München – vor nun ca. zehn Jahren – brachte ich eine sorgsam ausgewählte Waldbilderschau mit dem Motto: „Guter Waldbau ist Naturschutz", „Waldbaulich Richtiges ist naturgemäß, waldbaulich Falsches naturwidrig". „Was im Rahmen der Allnatur bleibt, ist stets schöner als Gekünsteltes. Dieser Gedanke war durchgeführt für jedes Teilgebiet forstlicher Tätigkeit – vorab Waldbau, dann Forsteinrichtung, Forstschutz, Forstbenutzung, Wegbau, Wildbachverbauung. Bild und Gegenbild sprachen für sich. Die Tragweite dieser Parallele wurde aber damals nur von etlichen wenigen erfasst. Heute sekundiert die nationalsozialistische Welt- und Wald-Anschauung. FEUCHT, einer der paar von damals, spricht überaus anschaulich von dem Leidensweg der Natur im Wald, der zum Forst wird.

Vom Wald zum Forst – das ist eine Entwicklung, die Riesenwerte geschaffen hat, da und dort aber übertrieben wurde. Als noch Viehweide und Schweinemast den Wald beherrschten, sah es dort ganz anders aus als heute. Des Geäckerichs halber gab's mehr Eichen und Buchen als Nadelholz und zur Förderung des Graswuchses mehr Blößen und ösige Stellen als geschlossene Teile. Kräuter und Buschwerk begrünten den Waldboden. Eine ebenso unregelmäßige als übermäßige Nutzung schuf mit Unterstützung des Borkenkäfers und des Südwestwindes einen auf Schritt und Tritt wechselnden Waldaufbau – kurzum der Wald mag wohl malerisch gewesen sein und reich an perspektivisch wirkenden Durchbrechungen, aber er war herabgekommen und zuwachsarm. Da haben nun am Ausgang des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die Forstverwaltungen eingegriffen und in wenigen Jahrzehnten ungeheures geleistet – mitunter zu viel geleistet.

Ein Wirtschaftswald braucht und darf kein ausschließlicher Kunstwald sein; etwas von Wildnis muss er an sich haben, sonst stirbt seine Natur vor lauter Kultur. Uniformierung, gute Ausrichtung und Deckung passt für die Kaserne. – Naturgemäß geführte Waldwirtschaft, die nicht nur auf hundert, sondern auf tausend Jahre hinausblickt, leistet mehr, als wenn Fichte dicht an Fichte, Föhre dicht an Föhre stünde. Sie vermittelt aber zugleich auch mehr Schönheit, denn es liegt im Urwesen der Natur:

Was ihr gemäß ist, atmet Schönheit, was ihr widerspricht, vernichtet Schönheit.

Naturgemäß ist aber – – Ach, das brauch ich ja gar nicht zu besprechen. Gegen diese Parole zu polemisieren, sie gar zu verspotten, das wagt heute niemand mehr! Es klappte also im natürlich gestalteten Wald vorzüglich: nachhaltig mehr Holz und zugleich mehr Schönheit. Man kann nun die eine oder andere Tendenz nach Belieben etwas stärker betonen und wird das abwägen – je nachdem. Rücksichtnahme auf den Städter zwingt dazu, statt Waldungen und leicht erreichbare Staats-, Gemeinde-, Stiftungs- und Privatwälder ein klein wenig künstlerischer – nicht künstlicher – zu behandeln als entferntere Waldgebiete.

Hierüber müssen administrative und technische Richtlinien herausgegeben werden, die aber nicht detailliert sein dürfen; dazu sind Deutschlands Wälder allzu verschieden. Bis zu einem vorsichtig zu bemessenden Ausmaß und Grad wird auch Gesetzeskraft nicht zu entbehren sein. Denn wir wollen ernst machen und nicht immer nur auf Forstversammlungen schön reden. Aber, bitte, nur ja nicht ins Gegenteil verfallen! Nicht unsere Errungenschaften einer übertreibenden Ideenströmung preisgeben, nicht päpstlicher sein wollen als der Papst. Ein günstiger Fichtenpflanzbestand oder eine mäßig große Kahlfläche – beides unter Umständen forstlich nicht zu bemängeln – kann ebenfalls schön wirken. Der Pflanzbestand ob seiner Leistung –, der Schlag dank der sich nun einstellenden Kräuter und Gräser aller Formen und Farben.

Als Übertreibung ist es auch zu bezeichnen, missgeformte Bäume weil sie malerisch seien, in den Beständen zu belassen. Ab und zu ja, an einer Wegkreuzung vielleicht – aber ist das etwa kein schöner Anblick: ein Stamm wie der andere schnurgrad, elegant, astrein, massig, hoch?! Die Hauptsache ist – und damit wird zugleich für viele Fälle der jeweils richtige Grad des Entgegenkommens, auch der zu wählende Weg gewiesen: in das Waldbild nicht unvermittelt schroff und grob eingreifen, vielmehr alles auf weite Sicht allmählich umgestalten – Baum für Baum, Meter für Meter, Gruppe für Gruppe, Schmalsaum für Schmalsaum. Die Schweizer haben einen treffenden Ausdruck für rechteckige Kahlschläge an viel eingesetzten Berghängen: „geflickte Hosen“.

Stetigkeit ist auch waldbaulich das richtige; die Natur macht keine Sprünge. Und dann ein zweites: der Wald stockt auf keinem Reißbrett. Zum Linearzeichnen gibt es da nichts. Dort sind gerade Linien und geometrische Figuren ebenso dem Auge entsetzlich wie der Biologie und dem Zweck hohnsprechend. Vielleicht noch ein drittes: nicht ins spielerische hineingeraten! Nicht gärteln, nicht kleinlich werden – immer wirtschaften. –

Uns obliegt also die Aufgabe, stets so zu arbeiten, dass der Nichteingeweihte die viele, viele Mühe und den endlich erzielten Erfolg gar nicht wahrnehmen soll, – das ist freilich eine schwere KANT´SCHE Pille, seine Pflicht ganz ohne Anerkennung erfüllen müssen. Aber – je nun – verwöhnt sind wir in dieser Hinsicht ohnehin nicht und das deutsche Bewusstsein des Könnens ist auch etwas wert. – Überspitzt ausgeklügelte Forsten erfordern künftighin eine noch viel intensivere Bewirtschaftung als bisher.

Aber dann darf man nicht mehr auf jeden Quadratmeter schauen, ob etwa noch eine Fichte hineingestopft werden kann, und nicht ausschließlich auf die Fläche,

sondern mehr auf jeden Kubikmeter Zuwachs, und dass Laubblätter auf den Boden fallen, und auf jeden Zentimeter Stärkezuwachs, und auf die Bewegung des Holzvorrats in seinem Verhältnis zum Ertrag, und auf die Sortimentsverschiebungen, und dass Vielgliedrigkeit, Vielgestaltigkeit, Mischung die Gleichförmigkeit unterbreche. Befreien müssen wir uns vom einseitig vertragstafelmäßigen Denken an Fläche und Alter. Kubisch und biologisch will der Wald betrachtet sein.
Die Forsten müssen wieder deutscher Wald werden.
Des deutschen Forstmanns hohe Sendung ist: Schaffen eines waldartigen Forstes oder forstmäßigen Waldes. Die heimatliche Landschaft soll ihre historische Eigenart, soweit irgend möglich und vertretbar, wieder erlangen.

In dieser Heimat wurzeln wir. Das ist unser Vaterland.

Waldarbeiter

"Nach der klimatheoretischen Perspektive garantierte nur die nordische Waldnatur das Fortbestehen eines freien Volkes."

Dr. Johannes Zechner in „der Wald und die Deutschen“, Forschung & Lehre 29.7.2018

Quellen

www.vernetztes-Gedaechnis.de/bioalpers.htm
http://de.wikipedia.org/wiki/Dietrich_Klagges
http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Abetz
*) https://bund-helmstedt.de/fileadmin/helmstedt/pdf/33_Waldbrief_24-04-2021_Forstliche_Zeitgeschichte.pdf

Verantwortlich für den Inhalt:

Karl-Friedrich Weber, Ackerwinkel 5, 38154 Königslutter am Elm
kweberbund@aol.com
fon 0171 893 8311 oder 05353-3409
Alle Rechte liegen beim Autor Karl-Friedrich Weber
Der Waldbrief darf in unveränderter Form verbreitet werden.
Die Waldbriefe können Sie unter https://bund-helmstedt.de/wald/wald-briefe/ als pdf-Datei herunterladen.
Wenn Sie in meinen Verteiler aufgenommen werden möchten, teilen Sie mir das mit unter der E-Mail kweberbund@aol.com.